

Anke Weber

REGEN
BOGEN
ASCHE



ueberreuter

Anke Weber

REGENBOGEN- ASCHE

ueberreuter

Über dieses Buch

Zusammen können wir den Tod anmalen

Der Tod ist eine komplizierte Angelegenheit. Besonders, wenn der Tote der eigene Vater ist und seine Asche am falschen Ort lagert. Eine verwegene Idee hat sich in Rhina festgesetzt: Die Asche ihres Vaters muss nach Namibia gebracht werden - an den Ort, den er so geliebt hat. Diese Herzensangelegenheit erfordert einen echten Freund. Könnte der Junge vom Fahrradständer einer sein?

Für Zora

INHALT

TEIL 1

Der Tod ist die Anwesenheit der Abwesenheit

TEIL 2

Farbpigmente für den Tod

TEIL 3

Todsicher lebendig

TEIL 1

DER TOD IST
DIE ANWESENHEIT
DER ABWESENHEIT

STERBEN IST WIE KACKEN – hat was mit loslassen zu tun und muss jeder machen.

Diese Erkenntnis hat mich irgendwann auf dem Klo angesprungen, als Mama ausnahmsweise außer Kontrolle geriet und so in den Telefonhörer brüllte, dass es bis ins Badezimmer hallte: »Nichts muss ich! Gar nichts! Nur sterben und kacken.«

Ich habe keine Ahnung, mit wem sie gesprochen hat. Aber das Klicken in meinem Gehirn konnte ich förmlich hören. Elf Jahre und fünf Leichen hat es bis zu dieser Erleuchtung gebraucht.

Drei Menschenleichen und zwei Tierleichen.

Meine Karriere als Undercover-Totengräberin habe ich ziemlich früh begonnen. Ich war gerade mal drei Jahre alt, als ich meinen toten Hamster wieder ausgebuddelt habe. Wir hatten ihn in einer Zigarrenschachtel beerdigt. Mit der zittrigen Tapferkeit der Hinterbliebenen haben meine schwitzigen Hände, an denen noch ein Rest Schokoladentrost klebte, das Holzkästchen mit Löwenzahnblüten ausgelegt. Die flüsternde Stimme meiner Mutter holte mich aus tiefer Versunkenheit wieder zurück: »Das sieht wunderschön aus, Rhina. Ich denke, wir können Robby jetzt hineinlegen.«

Stolz über meine hübsche Blumenanordnung, Trauer über meinen toten Hamster Robby und Hilflosigkeit

angesichts der unbekanntenen Situation haben mich damals zum ersten Mal bewusst die immense Macht schwermütiger Gefühle spüren lassen. Wie ein trostloser Klops hockte ich in meinem Zimmer. Vor dem Fenster kullerte das Lachen der Nachbarskinder durch die Straße – ich drückte im Bett Teddy gegen meine Brust. In aller Frühe habe ich mich am nächsten Morgen barfuß aus dem Haus geschlichen, meine Schaufel im Sandkasten gesucht und getan, was getan werden musste. Ganz vorsichtig habe ich meinen Hamster in seiner erdkrümeligen Totenschachtel wieder in mein Zimmer getragen. Er sah noch fast genauso aus wie am Tag zuvor. Zwei Tage dauerte es, bis meine Mutter ihn fand. Oder besser gesagt: bis ihre Nase ihn fand.

Daran muss ich immer denken, wenn ich im Bett liege, seitdem das mit meinem Vater passiert ist. Ich höre mein Blut rauschen und mein Herz pochen. Innerlich. Manchmal versuche ich einen Schlagrhythmus herauszuhören, während ich in das Dunkel meines Zimmers starre. Aber es scheint, als folgte mein Herz keinem gleichmäßigen Rhythmus. Es schlägt immer anders. Und auch die Dunkelheit in meinem Zimmer ist nie die gleiche. Manchmal mag ich diese Zeit, wenn ich nicht einschlafen kann. Dann kann ich in Ruhe über alles nachdenken. Aber ebenso oft macht es mich rasend. Dann pocht mein Herz umso lauter in meinen Ohren. Und je mehr ich versuche einzuschlafen, desto mehr hämmert es mir diese Idee ein. Diese Idee, die ich wie einen kleinen Schatz in meinem Inneren trage. Und Abend für Abend ausgrabe. Wie damals meinen Hamster.

Um mich herum ist das Geräusch zuklappender Bücher zu hören. Die Burgmeister schreibt eine Seitenzahl an die Tafel und diktiert Nummern. Hausaufgaben, denke ich und versuche mich zu erinnern. Die Schulglocke läutet. Schnell schreibe ich die Seitenzahl auf und raffe meine Sachen zusammen. Ich muss unbedingt Uncas in der Pause erwischen.

Er steht an einen Baum gelehnt im Schatten und grinst mir entgegen: »Hi.«

Ich schenke ihm ein Lächeln, breite mein Sweatshirt auf dem Boden aus und setze mich.

Uncas heißt eigentlich Kevin. Aber seit es in einem Zeitungsartikel über Namen und Vorurteile hieß, Kevin sei kein Name, sondern eine Diagnose, will er nichts mehr davon wissen. In dem Artikel ging es darum, dass Lehrer ihre Schüler aufgrund ihres Namens ungerecht behandeln. Fazit: Kevin dümpelt bei den Lehrern ebenso wie Chantal oder Mandy in der Blödschublade. Uncas war völlig fertig, nachdem das Magazin erschienen war und jeder auf dem Schulhof darüber witzelte.

Merkwürdig, dass ausgerechnet an diesem Mittag mein Fahrrad gegen seines gefallen ist, sodass ich eine blutige Schramme am Knie hatte und er mir ein zerknülltes Taschentuch gab, um das Blut abzutupfen. Ich habe es genommen, obwohl es zweifelhaft aussah. Uncas hingegen sah toll aus. Wie ein Indianer. Als hätte er seine schwarzen Haare mit Öl eingerieben. Früher, mit Papa, habe ich immer Indianerfilme gesehen. Alle! Mama war dann immer ziemlich sauer. Sie wollte nicht, dass ich die ganze Abknallerei, das Gemetzel und das Blut sah. Papa hatte da

keine Skrupel – egal wie alt ich war. Und ich war ziemlich jung. Er ist gestorben, als ich sieben war. Also war ich bei all diesen Indianerfilmen jünger als sieben.

Klar, dass meine Mutter Einwände hatte. Aber ich bin da schmerzfrei. Gerade wenn sie sich beim Tatort die Augen zuhält, erwacht in mir die morbide Ader. Tote faszinieren mich. Vor allem die Geschichten um die Gestorbenen herum. Wenn ich in der Zeitung ein Foto von einem Autounfall sehe, dann stelle ich mir vor, was der Verunglückte im letzten Moment gedacht haben könnte. Die ganze Geschichte breitet sich in meinem Kopf aus: Wer die Ehefrau angerufen hat, was der fünfjährige Sohn sagt, ob die Familie noch Geld hat, wenn der Mann nicht mehr da ist – es ist, als würde ich mich in einen Film zappen und mich nicht mehr von ihm losreißen können.

Ich habe Uncas damals seinen neuen Namen ausgesucht. An meinem Fahrrad war etwas verklemmt und ich musste es nach Hause schieben. Uncas ging wie selbstverständlich neben mir her. Glückselig – dieses Wort trifft es wohl am besten, wenn ich mein damaliges Gefühl beschreiben müsste.

»Rhina ist ein schöner Name.« Obwohl Uncas das fast beiläufig erwähnte, fühlte ich mich von Wärme geflutet. Ich weiß, dass er mich nicht anmachen wollte oder so was. Er brauchte nur einen Anlauf für das Namensthema. Ich konnte seinen Atem hören und die Pause war mir unangenehm. Dann verzog er sein Gesicht. »Meine Eltern haben eher danebengegriffen.«

Vage hob ich die Schultern und versuchte ein tröstendes Lächeln. Schönreden konnte ich es kaum. Ich hatte die

Kommentare auf dem Schulhof gehört. Kein normaler Mensch hätte an diesem Tag Kevin heißen wollen.

»Ich finde, Uncas würde gut zu dir passen.« Keine Ahnung, warum ich das gesagt habe. Es kam einfach so aus mir heraus.

»Uncas? Warum das denn?« Er schaute mich fragend und etwas neugierig an. Ich merkte, dass ihm der Name gefiel. Wir schoben unsere Fahrräder und redeten.

»Das ist der Sohn des Chingachgook in dem Film Der letzte Mohikaner.« Erst als ich es schon von mir gegeben hatte, fiel mir wieder ein, dass Uncas in dem Film stirbt und die insgeheim in ihn verliebte Alice ihm freiwillig in den Tod folgt. Nicht gerade ermutigend. Aber nun war der Name ausgesprochen.

Wir blieben unentschlossen an der Ecke stehen, an der sich unsere Heimwege trennten. Wir lächelten und redeten, sahen uns an und schwiegen, wir spürten die Verlegenheit und hielten uns an unseren Lenkern fest.

»Wollen wir noch ein Eis essen?«

Gerne hätte ich ebenso gelassen geklungen wie Uncas, aber die Freude platzte aus mir heraus: »Ja klar, ich habe sowieso nichts vor.«

Ein Spaghettieis später saßen wir mit einer Cola am Ententeich und ließen Steinchen hüpfen. Als die Sonne verschwand, wurde es kühl. Uncas gab mir seinen Kapuzenpulli und besiegelte mit diesem Stück Stoff unsere Freundschaft. In dieser Nacht musste Teddy dem Pulli weichen. Ich traute mich nicht, ihn zu tragen, weil ich nicht wollte, dass er am nächsten Morgen nach Schweiß stank.

Aber ich habe ihn mit ins Bett genommen und meine Nase darin vergraben.

Uncas rutscht mit dem Rücken am Baumstamm runter und lässt sich neben mich fallen. Seine Anwesenheit kribbelt überall in meinem Körper, aber ich tue so, als wäre alles normal. »Willst du einen?« Ich ziehe zwei Schokoriegel aus meiner Tasche und halte ihm einen hin. Ich weiß, dass es seine Lieblingsorte ist. Während er den Riegel mit drei Bissen verschlingt, pulsiert in meinem Körper spürbar das Blut. Jetzt ist sie da, die Gelegenheit, auf die ich gewartet habe. Ich will Uncas fragen, ob wir später wieder ein Stück gemeinsam fahren. Das haben wir seit dem Tag der Namensaffäre schon häufiger gemacht.

Insgeheim nenne ich unseren Kennenlerntag so - den Tag der Namensaffäre.

Es gibt ein Vor und ein Nach der Namensaffäre. Mein Leben davor hat mit jenem Tag aufgehört. Bis auf die eine Sache. Diese fest sitzende Idee ist der Grund, warum das Nach der Namensaffäre noch nicht richtig beginnen kann. Genau genommen befinde ich mich also in einer Zeitzone vor meinem neuen Leben. Mit jedem Tag wächst meine Ungeduld, mich in dieses künftige Leben hineinzustürzen. Es gibt nur ein Problem: Ich habe keine Ahnung, wie ich diese Sache erledigen soll.

Die Idee hat sich in meinem Herzen eingenistet, wälzt meine Gedanken nachts umher und treibt mich in der virtuellen Welt nach Namibia. Ständig klicke ich mich im Internet durch Jagdfarmen und Internate für deutsche

Schüler, ich treibe mich in Windhoek herum und fliege mit Google Earth in die Namibwüste.

Meine Gedanken hängen schon wieder in den Bäumen und ich versäume fast die Gelegenheit, Uncas wegen nachher zu fragen. Gerade noch rechtzeitig sammele ich sie wieder ein, sortiere sie zurück in ihre Hirnwindungen, ignoriere mein bis zum Haaransatz pochendes Herz und schlage Uncas vor, nach der Schule gemeinsam nach Hause zu fahren. Sein gemurmertes »Geht klar« lässt mein Herz vor Freude springen, weil es »Ja« bedeutet, und im nächsten Moment unsicher zusammensinken, weil es mir für echte Begeisterung etwas zu knapp erscheint. Ich tröste mich damit, dass seine coole Art nur Unsicherheit verrät und er eben ein Junge ist. An der Glastür zur Pausenhalle trennen wir uns. Die zwei Stunden Physik verbringe ich wie in Watte. Nur aus der Ferne dringt etwas von Brennstoffzellen an mein Ohr. Ich bin mit meiner eigenen Brennstoffzelle beschäftigt - die produziert Energie im Überfluss.

Bevor ich den Fahrradständer erreiche, schnuppere ich möglichst unauffällig in Richtung Achselhöhlen. Der menschliche Körper ist ein Hindernis! Es ist viel zu warm, aber ich ziehe trotzdem meine Jacke an. Als Geruchsstopper. Am Fahrrad tue ich so, als würde ich etwas in meiner Tasche suchen, weil ich nicht weiß, wohin mit der unsicheren Rhina in mir. Uncas kommt ganz locker um die Ecke, schnappt sich mit einer Hand sein Fahrrad, balanciert es blind in die richtige Position und grinst mich an: »Fertig?« Ich bin wild entschlossen, ihn heute in mein

Geheimnis einzuweihen. Aber mein Vorhaben macht mich so nervös, dass mein Fahrrad sich unter meinen unbeholfenen Griffen zwischen anderen Rädern verkeilt. Wild zerrend, versuche ich das Metallknäuel zu entwirren. Es scheint, als würden Stunden vergehen, bevor wir endlich die Landstraße entlangradeln. Wir reden über Lehrer und darüber, wie bescheuert die Burgmeister heute in ihrer Trachtenjacke aussah.

Noch drei Sätze bis zur Abzweigung. Ich bereite meine Zunge für den übernächsten Satz vor.

Uncas sagt etwas über seine Mathestunde: Eins.

Uncas sagt etwas über Computer: Zwei.

»Ich will nachher meinen toten Vater ausbuddeln, du kannst mir helfen, wenn du willst.« Atmen. Drei.

Ich habe es gesagt! Ein Schlenker in seiner sonst einwandfreien Fahrt signalisiert seinen Schock. Ungläubig sieht mich Uncas an. Ich weiß, dass ich ihm jetzt alles erklären muss. Uncas bremst und steigt ab. Ich nehme gerade Geschwindigkeit auf: »Es ist nicht tief. Ich habe genau darauf geachtet. Wir schaffen es mit einer Kinderschaufel.«

Es ist mir klar, dass das heute auf gar keinen Fall etwas wird. Ich werde mehr als einen Nachmittag benötigen, um Uncas mit einer Schaufel auf den Friedhof zu bringen. Aber der Anfang ist gemacht. Für diese Sache brauche ich einen echten Freund. Und dass Uncas einer ist, das weiß ich, seit ich seine Verletzlichkeit gesehen habe. Ich habe ihm geholfen, Kevin zu beerdigen. Er wird mir helfen, die Rhina nach der Namensaffäre ins Leben zu holen.

Wir verabreden uns für den Nachmittag. Das habe ich also erreicht. Ich habe ihn so neugierig gemacht, dass er es nicht mehr abwarten kann, mehr zu erfahren.

Als ich nach Hause komme, stresst Mama gerade in der Küche mit den Töpfen herum. Sie kocht nur aus Verantwortungsgefühl. Ansonsten ist meine Mutter dafür komplett ungeeignet. Jeden Tag schlägt sie sich Ewigkeiten mit der Frage herum, was es zu essen geben soll, und am Ende gibt es meistens doch wieder Nudeln mit Pesto. Das einzige Gericht, das sie in allen Varianten beherrscht. Bärlauchpesto, Tomatenpesto, Rucolapesto. Manchmal zupft sie aus dem Rasen sogar Löwenzahn und vom Wegesrand verschiedene Kräuter, die sie zu Pesto mixt. Unglaublich gesund. Heute ist allerdings Abwechslungstag. Sie hatte wohl Zeit. Es hat für Spinat mit Salzkartoffeln und hart gekochten Eiern gereicht. Ich liebe Spinat!

»Du kannst dich schon hinsetzen. Ist alles sofort fertig.« Sie versucht gleichzeitig, die Kartoffeln abzugießen, die weiße Wand vor dem hochblubbernden Spinat zu retten und sich eine lange Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen. In diesem Moment rutscht ihr etwas aus der Hand und Mama flippt aus: »Mist! Diese blöde Kocherei!« Es folgen ein paar Flüche und fast sieht es aus, als wollten ihr Tränen in die Augen steigen.

Ich merke, dass sie sich zusammenreißen muss, und verhalte mich ruhig. Mama atmet tief durch. Ich glaube, das hat sie beim Yoga gelernt. Dann kümmert sie sich um die Schadensbegrenzung und wenige Minuten später sitzen wir am Tisch und verschlingen Spinat. Wir essen alles auf,

obwohl meine Mutter wie immer viel zu viel gekocht hat. Theoretisch müssten wir fett sein, wenn sie nicht gleichzeitig diesen Ernährungstipp hätte. Abgesehen von Nudeln mit Pesto essen wir nur Gemüse. Keine Tiere. Im Winter gibt es ständig Kürbis. Im Mai wochenlang Spargel.

Das Mittagessen ist sowieso eine nervige Angelegenheit. Jedes Mal fragt sie mich nach den emotionalen Beziehungen zu meinen Mitschülern aus, so wie jetzt.

»Was macht eigentlich dein Kevin?«

Innerlich stöhne ich über ihre Frage. Aber ich verkneife mir einen patzigen Unterton und beschränke die Antwort auf ein Minimum. Allerdings zickt meine Stimme dann doch bei der überdeutlichen Betonung seines Namens: »Uncas hilft mir nachher bei Mathe. Wir treffen uns um vier.« Mit einem »Fährst-du-nachher-einkaufen?« drehe ich das Frage-Antwort-Spiel um und bringe das Thema auf Deos, Bananen und eine neue Zeitschrift. Ich bin ein echter Zeitschriftenjunkie. Deshalb bekomme ich von meiner Mutter auch kein Taschengeld, weil sie die ganzen Magazine anschleppt. Ich durfte es mir aussuchen: Geld oder Material. Und zum ersten Mal in meinem Leben hat mich eine Matheaufgabe wirklich interessiert. Ich habe auf jeder Zeitschrift nachgesehen, wie viel sie kostet. Dann habe ich eine geschätzte Gesamtsumme für Schminkzeug und Mädchenkram dazugezählt und bin auf fünfzig Euro im Monat gekommen! Krass. Also habe ich mich für Naturalien entschieden. Außerdem ist ja noch Opa da. Der steckt mir ziemlich oft Geld zu. Unterversorgt bin ich also nicht.

Merkwürdig: Fast alle, die ich kenne, haben jede Menge Verwandte. Zwei Omas und zwei Opas eingeschlossen. Bei

mir gibt es nur noch Opa - Mamas Vater. Ihre Mutter ist tot. Und Papa war adoptiert. Diesen Teil seines Lebens habe ich nie kennengelernt. Er hatte keinen Kontakt zu seinen Adoptiveltern. Keine Ahnung warum.

Ich bringe meinen Teller in die Küche, lasse meine Mutter mit dem Rest zurück und verziehe mich nach oben. Emsig höre ich sie klappern und kurz darauf ins Musikzimmer gehen. Sie ist Geigenlehrerin. Jeden Nachmittag durchdringen die quietschenden Versuche ihrer Schüler sämtliche Wände unseres Hauses und schneiden schmerzhaft wie Zahnarztbohrergeräusche in meine Ohren. Auf dem Schulhof höre ich manchmal Schüler über sie reden. Ich gehe dann immer schnell weiter. Will gar nicht wissen, was die so sagen. Zum Glück tragen wir verschiedene Nachnamen. Solange ich mich konsequent weigere, ihren Schülern die Tür aufzumachen, wissen nur Eingeweihte, dass die Geigenlehrerin meine Mutter ist. Mama heißt Marie Casper, ich trage den Nachnamen von Papa: Norden. Süden wäre schöner gewesen. Aber egal. Manchmal, wenn Mama etwas für die Schule unterschreibt, dann setzt sie in Klammern »Mutter von Rhina Norden« dahinter. Das soll den Lehrern unsere Zugehörigkeit verdeutlichen.

Ich lasse meine Tasche fallen und überlege, was ich anziehen soll - nachher, wenn ich mich mit Uncas treffe. Für Hausaufgaben reicht die Zeit nicht. Stattdessen experimentiere ich mit Kajal, Lippenstift und Haarklemmen, beseitige alles wieder, ziehe drei verschiedene Shirts an, klappere hastig die wichtigsten Nachrichten für meine Mädels in den Chat und gehe

schließlich mit einer Jeans und einem völlig unspektakulären Langarmpulli aus dem Haus.

Von Weitem sehe ich Uncas auf der Parkmauer sitzen. Wir haben uns wieder für den Ententeich entschieden. Das Café ist zu altmodisch und in der Eisdiele hängen bestimmt ein paar Bekannte rum. Zu viele Ohren für ein Geheimnis.

»Hi. Südseite oder Nordseite?« Uncas zeigt auf den Ententeich und sieht mich fragend an. Ich entscheide mich für die Südseite. Mit der großen Sache will ich warten, bis wir einen Platz gefunden haben. Also frage ich ihn, wie die Nachhilfe war.

Er macht eine wegwerfende Bewegung: »Wie immer. Ganz okay.«

Wir setzen uns unter einen Baum und Uncas zieht zwei Flaschen Eistee und eine Tafel Schokolade aus seinem Rucksack. Mich flutet schon wieder dieses warme Gefühl.

Er hält mir eine der Flaschen entgegen, sieht ganz weich und ernst in meine Augen und fordert mich auf: »Nun hau es mal raus, Rhina Norden. Was für eine verrückte Idee sitzt dir im Kopf?«

Von ganz tief unten hole ich Luft, seufze, rufe meine Gedanken zur Ordnung, drehe absichtlich langsam die Flasche Eistee auf und nehme noch einen Schluck, bevor ich ihm die ganze Geschichte erzähle. Es ist gar nicht so einfach, jemandem einen Zusammenhang zu erklären, der sich elf Jahre lang aufgebaut hat. »Glaubst du, dass Tote ein Empfinden haben?« Ich schaue Uncas an. Ob er versteht, wovon ich rede? »Also ich meine, ob sie noch irgendwie da sind - als Energie in Raum und Zeit?«

Uncas schweigt. Also rede ich weiter.

»Ich glaube es jedenfalls. Wenn man zum Beispiel Lehm nimmt und daraus einen Ziegel macht, dann ist der Lehm ja nicht weg. Er ist jetzt nur ein Ziegelstein. Und wenn man den Stein in ein Haus baut, dann ist er Teil des Hauses. Und so weiter. Alles hier im Universum ist immer da. Und es bleibt irgendwo. In irgendeiner Form. Die Energie verpufft ja nicht.«

Vielleicht sind es meine Worte. Vielleicht habe ich auch etwas in ihm berührt, das sonst verkapselt auf dem Grund seiner Seele ein dunkles Dasein führt und kein Gegenüber findet. Vielleicht bin ich schräg genug. Oder vielleicht findet er einfach meine Haarsträhne süß, die mir ständig ins Gesicht fällt. Alles, was ich weiß, ist, dass dieser Moment mein Leben lang festgetackert wie ein Riesenposter vor meinem inneren Auge hängen wird.

»Komm her«, sagt Uncas, legt seinen Arm um meine Hüfte und zieht mich ein bisschen zu sich heran. »Wo ist die Schaufel?«

Ich muss lachen. Die Anspannung verfliegt. Leichtigkeit breitet sich zwischen uns aus. Ganz tief in mir erhebt sich ein Schatten aus seinem Verlies und beginnt langsam, die Treppen nach oben ans Licht zu steigen.

»Wir werden also deinen toten Vater ausbuddeln, um seine Energie zu befreien?« Uncas versucht, keine Schwere aufkommen zu lassen.

Ich lache: »Nein, seine Energie ist ja trotzdem da – auch dort, wo er jetzt ist.« Wenn ich doch einfach alles aus meinem Kopf direkt in Uncas' Kopf beamen könnte ... So wie bei einem Computernetzwerk. Computer verbinden,

Freigabe erteilen, Daten übermitteln. In Sekundenschnelle könnte Uncas das ganze Gedanken- und Gefühlschaos erfassen. Es ist so schwer, ihm alles zu erklären. Meine Festplatte rattert, ich verweise meine Gedanken in ihre Kammern und entschieße mich für die Chronologie.

Am Anfang war der Hamster. Ich versuche mich kurz zu fassen und gehe direkt zu meiner Uroma Erna über. Die zweite Leiche überhaupt und die erste Menschenleiche in meinem Leben. Schon bald nach dem Hamster. Meine Beerdigungserfahrung kam mir zugute. Ich fühlte mich wie ein Profi, weil ich schon wusste, wie das geht. Kiste aussuchen, Blumen aussuchen, ein Lied singen, Kiste einbuddeln. Die Zeremonie war bei meiner Uroma vergleichsweise umfangreich. Doch im Schmerz zwischen Hamsterverlust und Uromaverlust machte ich nur einen vagen Unterschied aus. Der Tod meiner Uroma hat mich vielmehr fasziniert. Um mich herum waren die Stimmen gedämpft. Dennoch herrschte Betriebsamkeit. Der Pastor kam. Karten wurden verschickt. Und ich durfte mit zur Beerdigung! Das hatte meine Mutter durchgesetzt. Obwohl es Familienmitglieder gab, die nicht der Meinung waren, dass eine Vierjährige auf eine Beerdigung gehört. Mama fand, ich sollte sehen, wohin meine Uroma verschwindet. »Sehen, schmecken, riechen und fühlen ist besser als rätseln«, sagt sie immer.

Ich erinnere mich, dass ich geweint habe, weil ich nicht selbst den Sarg mit Blumen ausschmücken durfte – so wie bei meinem Hamster Robby. Auf der Beerdigung selbst habe ich nicht geweint. Nur gesungen. Mit Gesangbuch falsch herum. Das erzählen jedenfalls alle.

Uncas ist die ganze Zeit still.

Ich pflücke ein paar Grashalme und rolle sie zwischen den Fingern. »Omas Beerdigung war eine gute Übung. Es sollte nicht lange dauern, bis ich meine Erfahrung brauchen konnte.« Weil Uncas immer noch nichts sagt oder fragt, nehme ich ihn weiter mit auf meine Erinnerungsreise.

Einige Zeit nach der Zeremonie habe ich meine Mutter mit der Offenbarung eines Wunsches ziemlich schockiert. Ich sagte damals zu ihr: »Mama, wenn du mal stirbst, dann will ich aber mit in deine Kiste.« Ich war zu einer kleinen Todesphilosophin herangewachsen. Besonders beschäftigte mich die Wanderung der Toten und ich überraschte meine Mutter mit dieser Theorie über meine erdbestattete Urgroßmutter: »Mama, wenn die Würmer Oma Erna jetzt schon gefressen haben, dann könnte sie ja schon hier sein.« Mit dem Finger zeigte ich auf die Stelle vor meinen Füßen. »Hier unter uns in der Erde. Weil – die Würmer krabbeln ja weiter.«

An dieser Stelle fängt Uncas an zu lachen. Eine Tonlage zwischen unbeholfen und wirklich amüsiert. Auf seinem Gesicht spielen Blätterschatten. Die tief stehende Sonne wirft einen rötlichen Schimmer auf seine Haut. Rothaut, denke ich und finde, dass er nun wirklich wie ein Indianer aussieht.

Uncas macht die Schokolade auf und hält mir die Packung hin. »Und dann ist dein Vater gestorben?«

Im Film müsste mich Uncas jetzt in den Arm nehmen. Für den Bruchteil einer Sekunde meine ich, in einem Film zu sein. Aber sein Arm bewegt sich nur erneut auf die

Schokoladentafel zu. Ich kann mich kaum auf meine Geschichte konzentrieren. Mein ganzes Fühlen sehnt seinen Arm herbei.

Der Abend legt sich schon über den Ententeich und ich dränge die Romantiker unter meinen Gedanken in ihre Ecke und spreche weiter. »Ja, dann ist mein Vater gestorben. Als ich sieben war.« Ich mache eine kurze Pause, aber Uncas' Arm rührt sich nicht. »Das Problem ist nicht, dass er tot ist. Das Problem ist, dass wir bei der Beerdigung einen Fehler gemacht haben.« Ich sehe Uncas an. »Wir haben ihn am falschen Ort begraben.«

Das Thema beschäftigt mich schon die ganzen Jahre. Ich selbst wäre wahrscheinlich nie auf den Gedanken gekommen. Aber ein paar Wochen nach der Beerdigung, als der Schock dem Erkennen Platz machte und die notwendige Betriebsamkeit einer bleiernen Leere wich, hörte ich ein Telefonat meiner Mutter mit an. Manche Worte brennen sich ein. Und manche Worte verfolgen diejenigen, die sie hören – bis in den Schlaf und durch jeden einzelnen Tag.

Ich habe keine Ahnung, mit wem meine Mutter damals telefoniert hat. Es war meine Lieblingsbeschäftigung, sie vom Treppenabsatz aus zu belauschen. Meine Neugierde kannte keine Grenzen. Wenn ich damals einfach mit meinen Schleich-Tieren gespielt hätte, anstatt mich mit der Wortwelt der Erwachsenen zu beschäftigen, dann würde es die neue Rhina längst geben. Meine Zukunft hätte längst begonnen und wäre Gegenwart. Keine Idee in der Warteschleife.

Mama meint immer: »Hätte, wäre, wenn – es ist, wie es ist.«

Und so ist es: Ich habe damals gelauscht. Und ich habe gehört, wie meine Pfeiler-in-meinem-Leben-Mama ins Telefon geweint und wem auch immer gestanden hat: »Ich hätte seine Asche nach Namibia bringen müssen. Es ging alles zu schnell. Ich konnte gar nicht darüber nachdenken. Am liebsten würde ich ihn wieder ausbuddeln und in sein Land tragen.«

Gefolgt von Geschluchze und Taschentuchgeknülle ging das Gespräch noch eine gefühlte Ewigkeit weiter. Ich verstand nicht das Warum und in meinem Kopf hüpfte ein Chaos. Alles, was sich fest einbrannte, war die Tatsache, dass Papa ausgegraben und die Asche nach Namibia getragen werden musste. Und dass Mama das nicht machen kann, weil sie sonst ins Gefängnis kommt, wegen der gestörten Totenruhe. Und dass das Rhinas wegen nicht geht und auch sonst nicht.

Als ich mich wieder nach oben geschlichen hatte, waren meine Füße Eisklumpen. Mein Herz ebenso. Teddy flüsterte ich an jenem Abend heldenhaft ins Ohr: »Ich lasse Papas Asche frei. Dann kann Papa sich in ganz Namibia verteilen und immer dahin fliegen, wo er will.«

Die Vorstellung freier Asche bringt wieder Bewegung in meinen Zuhörer. »Rhina, du bist echt total durchgeknallt.« Mit lächelnder Anerkennung ruhen seine Augen auf mir.

»Stimmt«, nicke ich, »aber ich muss es einfach tun.«

Wie von selbst hat sich die Idee zu einem Bedürfnis entwickelt. Zu einem Muss. Manchmal frage ich mich, wem ich mit dieser wahnsinnigen Heldentat eigentlich etwas

beweisen will und um wessen Freiheit es am Ende wirklich geht. Ganz tief in mir spüre ich, dass es meine Freiheit ist. Es ist wie eine Mutprobe, ein selbst auferlegtes Initiationsritual. Und ein letztes Geschenk an meinen Vater.

Uncas drückt meine Hand und grinst: »Wie gesagt - ich bin dabei.« Strahlend falle ich ihm um den Hals. Nur ganz kurz. Aber es reicht, um eine schmelzige Ahnung in mir zu erwecken, die in jeden Winkel meines Körpers schwemmt. Alle reden von Schmetterlingen im Bauch. Bei mir ist es anders. Ich fühle mich warm geflutet - von Regenbogenwasser.

Über den Ententeich senkt sich die Dämmerung. Es ist frisch geworden. Wir sind spät dran. Uncas stopft das Schokoladenpapier in seinen Rucksack. Meinen Eistee behalte ich noch in der Hand. Ich habe kaum davon getrunken. Beim Aufstehen zupft mir Uncas ein Blatt von der Schulter. Ich wünschte, da wären noch tausend Blätter! Am Bürgersteig nehmen wir unsere Fahrräder. Unser Mut reicht für eine kurze Umarmung, die mehr ist als ein Hauch. Dann fahren wir in verschiedene Richtungen davon.

Es fällt mir schwer, die Gartenpforte zu öffnen und das Fahrrad in die Garage zu stellen. Meine Seele sitzt noch immer am Teich. Widerwillig schließe ich die Haustür auf und presse meine Stimme durch den Munterkeitsfilter. »Ich bin wieder da!«

Berliner hat mich längst geräuschvoll und schwanzwedelnd angekündigt. Er ist der Nachlasshund; riesengroß, pechschwarz und seine Pfoten duften nach Gras und Wald. Wenn alles ganz schlimm ist, stecke ich

meine Nase zwischen seine Tatzen und atme tief ein. Das ist wie Trost aus der Dose.

Als Papa starb, war Berliner noch ein Welpen und erst fünf Monate alt. Mama und ich waren kurz zuvor umgezogen. Wir waren getrennt - von Papa. Ein Teil unseres alten Lebens lagerte noch in Kartons auf unserem Dachboden. Und das neue Leben tastete sich erst zaghaft dem Beginn entgegen, als ein Autounfall diesem Anfang ein Ende setzte. Papa ist gegen einen Baum gefahren. Vielleicht war ein Reh vor seinen Wagen gelaufen. Vielleicht hat er im Handschuhfach nach einer CD gesucht und das Lenkrad verrissen. Vielleicht ist er absichtlich gegen den Baum gefahren. Niemand kann uns diese Frage beantworten.

Dennoch glauben alle, dass er es absichtlich getan hat.

Eben hatte ich noch lachend auf der Wiese getobt - plötzlich war ich die bemitleidenswerte Figur einer Tragödie. Leute senkten im Supermarkt abrupt den Blick und huschten an uns vorbei. Menschen, die ich nie zuvor gesehen hatte, kamen in unser neues Haus. Sie redeten mit Mama, strichen mir über das Haar und blieben stundenlang in unserem noch kargen Wohnzimmer sitzen. Es waren Männer mit geröteten Augenlidern. Auch ihre Geschichten von einem Mann, der mein Vater gewesen sein sollte, waren mir fremd. In diesen Momenten drückte ich mein Gesicht in Berliners Fell. Papa hatte den Hund von einer Berliner Familie übernommen. Deshalb haben wir ihn immer »Der Berliner« genannt. Und schließlich ist es dabei geblieben.

»Hallo mein Schatz«, ruft meine Mutter aus ihrem Musikzimmer und holt mich in die Gegenwart. »Ihr habt

aber lange für Mathe gebraucht.«

Ich bin froh, dass ich ihr nicht in die Augen sehen muss. Sie weiß, dass wir nie im Leben so lange Mathe gemacht haben. Ich kann unmöglich antworten. In mir gluckst und tanzt es. Alle Gedanken hüpfen durch das Festplattenmenü und bringen das System in Unordnung. Ich husche einfach ohne ein Wort nach oben.

In meinem Zimmer mache ich Musik an und ergebe mich: Meine Gedanken fallen wild über mich her. Ich sehe meinen Vater vor mir, der mir stolz zunickt, weil sein kleines Mädchen ihn nach Namibia bringen wird. Gleichzeitig suhle ich mich in romantischen Uncas-und-Rhina-Fantasien und vergesse völlig die Zeit. Dass Mama plötzlich in der Tür steht, ist so nervig, dass ich auf ihre Frage nach dem Abendessen nur mit einem kratzbürstigen »Keinen Hunger« antworte. In der nächsten Sekunde tut es mir leid. Aber da ist die Tür schon wieder zu. Die Erleichterung verdrängt das schlechte Gewissen. Ich atme auf und kuschele mich schnell zurück in mein Gedankennest. Zwischen Wirklichkeit und Traum wanke ich irgendwann ins Bett, klemme Teddy in meinen Arm und schlafe drei Minuten – meine Uhr behauptet, es waren Stunden.



Auf dem Friedhof ist es still. Ein paar ältere Leute gehen nahezu geräuschlos die Wege entlang. In ihren Händen halten sie Gießkannen und Harken. Wir sind die Exoten hier. Zu jung für den Tod. In unserem Alter gehören

Friedhofsbesuche nicht zum Standardprogramm. Vor drei Tagen haben wir uns Schokolade am Ententeich geteilt. Heute stehen Uncas und ich mit einer Kinderschaufel und einer Blume auf dem Friedhof. Die Hortensie sieht noch ziemlich mickrig aus. Aber sie spielt eine Hauptrolle im Plan unserer Friedhofs-Tiefbauarbeiten; sie ist das Deckmäntelchen unserer illegalen Aktivität. Erster Gang rechts, zweiter Gang links, ein Stück geradeaus, das fünfte Grab auf der linken Seite.

›Sjurd Norden‹ steht auf dem Grabstein. Sonst nichts.

Uncas weiß nicht, wie er stehen soll, und versucht es mit andächtig. Auf dem Weg zum Friedhof hat er sich endlich doch noch getraut, mich nach der Todesursache zu fragen. Seitdem hat er nichts mehr gesagt.

Ich stupse ihn an und versuche ihn aufzulockern. »Es ist Jahre her. Das Problem heute ist nicht, dass mein Vater tot ist, sondern dass seine Asche sich am falschen Ort befindet.« Mein Pragmatismus springt Uncas an und er rührt sich wieder.

»Wo genau ist er denn?« Die kleine Schaufel wirkt in seiner Hand wie eine Miniatur. Uncas ist sechzehn, aber schon mindestens einen Meter neunzig groß.

Auf dem Grab liegen fünf flache Steine. Wie beim Huckekasten, denke ich, während ich auf den ersten Stein trete. Beim fünften Stein zeige ich neben mich: »Hier.« Ich habe mir damals ganz genau gemerkt, wo die Urne vergraben ist. Ich stecke immer genau dort etwas in die Erde. Einen Stock mit einer Perlhuhnfeder, eine getrocknete Rose oder so einen Blumentopf-Dekorationsstab. Mindestens zehn von diesen Dingen habe